

Anspruch, dass er kaum mehr Zeit hatte, sich seinem geliebten Hobby zu widmen. Hatte er am Abend einmal keine berufliche oder gesellschaftliche Verpflichtung, so war der Weg nach Ras Al Hamra doch zu weit, um noch rechtzeitig, das heisst vor Sonnenuntergang, für das Training anzukommen. Mahmouds Frustration wurde immer grösser; zugleich wusste er aber, dass er dieser Situation schon bald einmal würde Abhilfe schaffen wollen.

Ich, Max Ander

Ich hätte das Gespräch mit Mahmoud Bin Lussa ein paar Wochen zuvor nicht so abrupt beenden dürfen. Ich schämte mich im Nachhinein für die Arroganz meines Verhaltens gegenüber diesem Mann, der mir doch höchst anständig begegnet und sich ohne Zweifel gute Manieren gewöhnt war. Doch immerhin hatte ich damals die Konversation noch mit einem gespielt netten «Vielen Dank und auf Wiederhören» zum Verstummen gebracht. Und mehr war ich diesem Unbekannten auch nicht schuldig gewesen, redete ich mir nun ein. Woher bloss hatte diese Person denn überhaupt meine private Nummer? Glaubte der gute Mann, dass ich aus dem Stand zusagen würde und ihm jeden Wunsch, so eigenartig dieser auch töne, mir nichts dir nichts erfülle? War er einer dieser Menschen, die der festen Überzeugung sind, alles zu kriegen, solange sie nur mit dem Geldbeutel schwingen? Und was in aller Welt suchte diese Person denn im abgelegenen Maskat? Hielt er sich dort als reisender Geschäftsmann auf, oder doch eher als Tourist? Fiel ihm beim Sonnenbaden am Indischen Ozean schlicht nichts Besseres ein, als eine sinnvolle Beschäftigung für seinen verwöhnten, womöglich an jugendlicher Fettleibigkeit leidenden Sohn zu organisieren? Wohl, so vermutete ich, labte er sich im Moment des Anrufs mit seiner Familie gerade am reichhaltigen Buffet des Luxusresorts.

Doch war da nicht ein leichter Akzent in seiner Stimme auszumachen, der auf arabische Herkunft hinwies?

Allein schon der Umstand, dass ich mir all diese Fragen stellte, machte mich misstrauisch. Zur Verbesserung der Stimmung vermochte auch der Blick aus dem Fenster nichts beizutragen. Starke Regenfälle hatten soeben von Westen her eingesetzt.

Und doch ging mir eines nicht aus dem Kopf: Was meinte dieser Mahmoud damals, als er von einer «weiteren Begebenheit» sprach? Hatte es etwas mit ihm, Mahmoud, zu tun? Oder war die Bemerkung auf sein zu coachendes Kind gerichtet?

Ich konnte mir keinen Reim daraus machen, strengte mich aber auch nicht sonderlich an. Ich war schlicht nicht in der Stimmung, weitere Mutmassungen anzustellen. Vielmehr wurden die Gedanken daran überlagert von meinen mit dem Gespräch erst wieder ins Bewusstsein gerufenen Zweifeln an meinen «jetzigen Lebensumständen.» Mit diesen konnte ich, anders als ich gegenüber dem unbekanntem Anrufer zu erkennen gegeben hatte, nicht zufrieden sein. Zwar plagten mich in der Tat keine Geldsorgen. Nebst der finanziellen Unterstützung meiner Eltern hatten auch meine beruflichen Erfolge als Tennisspieler, vor allem aber als Tenniscoach, dazu beigetragen, dass ich über ein genügend grosses Budget verfügte, um meinen Lebensunterhalt zu bestreiten und einen durchaus komfortablen Lebensstil zu führen. Die Mietwohnung mitten in der

Stadt war zwar nicht sonderlich gross, bestach aber durch ihre einzigartige, erhöhte Lage mit fantastischem Blick über Stadt, See und Berge; der Himmel, dessen Farben sich je nach Saison, Tageszeit und Witterung änderten, lag mir quasi zu Füssen.

Doch fragte ich mich in den letzten Wochen und Monaten immer öfter, wohin denn die Reise gehen sollte. Mit meinen 37 Jahren hatte ich viele Bälle in der Luft, aber keinen in der Hand.

Mich bedrückte der Gedanke, dass bei mir noch vieles im Umbruch stand. Mein endgültiger Rücktritt vom Spitztennis als Spieler lag mittlerweile vier Jahre zurück. Während meiner Karriere hatte ich zwar ein paar beachtliche Erfolge feiern können, doch etwas Bleibendes für die Nachwelt war damit beileibe nicht geschaffen. Beim Studium der Kunstgeschichte, das ich nach meiner aktiven Tenniskarriere vor zwei Jahren schon in Angriff genommen hatte, lief es immer noch schleppend; ich kam nicht vom Fleck. Nicht dass es mir an Interesse gefehlt hätte, aber irgendwie kriegte ich es mit dem Timing nicht hin, vor allem seit ich mich nebenbei zum Tennislehrer ausbilden liess und fortan regelmässig als Coach auf der Tour unterwegs war. Obgleich ich zu diesem Zeitpunkt immerhin drei Spieler, allen voran Vlado, in die Top 100 führen konnte, so war doch meinen Schützlingen, und mithin auch mir, der ganz grosse Durchbruch bislang nicht gelungen. Entsprechende Hoffnung machte mir zwar der vor ein paar Wochen neu unter Vertrag genommene iberische Hitzkopf Jorge De Sousa. Doch die Zusammenarbeit mit ihm schien schon aufgrund seines etwas unsteten Charakters auf wackligen Füssen zu stehen.

Und wie stand es eigentlich um mein privates Leben? Wo blieb eine Beziehung, die dieser Bezeichnung einigermassen hätte gerecht werden können? Die Zeiten, in denen ich mein ungebundenes Leben als Junggeselle genossen hatte, waren längst vorbei. So froh ich vor Jahren noch gewesen war, eine Bettbekanntschaft ohne Brimborium wieder beenden zu können, so sehnlichst wünschte ich mir nun, dass mich eine Frau, zu der ich mich hingezogen fühlte, nicht einfach fallen liess. Ich war in einem Alter, in welchem die meisten Leute in meinem Umfeld schon längst eine Familie gegründet hatten. Ich jedoch war immer noch auf der Suche.

Dabei hatte es mit Charlotte letztes Jahr an sich gut begonnen. Unsere Beziehung war von Vertrautheit, Zuneigung und gemeinsamen Interessen geprägt. Sie hatte zwar mit Tennis nichts am Hut, teilte aber meine Leidenschaft für Kunst und Musik. Auch konnten wir stundenlang ihre rechtlichen Fragestellungen diskutieren, die sie von der Anwaltskanzlei, bei der sie angestellt war, am Feierabend mit nach Hause brachte. Oft attestierte sie mir dabei ein «gutes juristisches Gefühl» und fügte in sarkastischem Ton an, dass mir mein Vater doch noch etwas Nützliches mit auf den Weg gegeben hätte. Tatsächlich hatte ich früher viel von der Arbeit meines Vaters mitgekriegt, der sich in der Musikbranche einen Namen als Anwalt gemacht hatte. Wie man mit minutiös formulierten Klauseln junge Musiker unbemerkt ihrer Rechte entledigen könne, sie dabei jedoch im Glauben liesse, sie hätten gerade das Geschäft ihres Lebens gemacht und den Sprung zu Rockstars soeben geschafft, fand ich faszinierend, wemgleich aus Sicht der Künstler ziemlich uncool. Ich selbst verstand meine Beiträge in den

Gesprächen mit Charlotte eher als blossen Ausfluss gesunden Menschenverstandes denn als Zeugnis juristischer Sachkenntnis.

Auch bei Meinungsverschiedenheiten zollten wir uns genügend Respekt. Keiner von uns hatte das Bedürfnis, *à tout prix* das letzte Wort für sich in Anspruch zu nehmen. Und Charlotte konnte über sich selbst herzhaft lachen, eine Eigenschaft, die für meinen Geschmack viel zu selten anzutreffen ist. Doch all diese Verbundenheit sollte nicht genügen, um unsere Beziehung in ein nächstes Stadium zu führen. Eines Tages im letzten August, als ich soeben zurück aus New York kam, wo ich Vlado am US Open bis in den Viertelfinal begleitet hatte, gab mir Charlotte unverhofft den Laufpass. Sie fing mich noch an der Tür zu ihrer Wohnung ab und verkündete nach knapper Begründung – Benito hiess er, ausgerechnet Benito! – das bereits rechtskräftige Urteil. Ich musste rechtsum kehren. In diesem Moment bestand meine einzige Sorge darin, dass sie die *Marshmallows* nicht bemerken würde, welche ich für sie vor dem Abflug am JFK gekauft und nun für die Übergabe an sie hinter meinem Rücken versteckt gehalten hatte.

Alles war da, aber nichts wirklich hier.

Ich musste meinem Leben eine neue Richtung geben. Bloss wie? Und wohin?



Mein Interesse an der Kunst wurde Jahre zuvor geweckt, als ich mit meinen Eltern über ein Osterwochenende für ein paar Ferientage nach München fuhr. Ich war sechzehn Jahre alt und hatte soeben mein erstes internationales Tennis-Juniorenturnier gewonnen. Die Reise kam gelegen, zumal mir eine Sehnenentzündung am Schlagarm zu schaffen machte und mithin an Tennisspielen für eine gewisse Zeit nicht zu denken war. Mir gefiel München auf Anhieb, obwohl – oder gerade weil – sich ihr *Flair* nicht gross von dem meiner Stadt unterschied. Ich fand besonders die Radtouren entlang breiter Alleen und durch Biergärten gleichermassen unterhaltsam und entspannend. So war ich zunächst nicht sonderlich angetan von der Idee meines Vaters, einen Zwischenhalt in einem, wie er sagte, «einzigartigen Kunsttempel» einzulegen. Das Lenbachhaus stammte aus dem späten Neunzehnten Jahrhundert. Der hübschen Villa vorgelagert war ein prächtiger Garten. Die gesamte Museumsanlage der Villa mit Freitreppe, Loggien, Säulen, geschwungenen Bogenformen und aufgesetzten Terrakottagefässen machte auf mich einen malerischen Eindruck. Vor allem aber das, was sich mir im Innern des Gebäudes offenbarte, zog mich sogleich in den Bann. Es waren ausdrucksstarke Bilder in kräftigen Farben, denen ich mich nicht entziehen konnte. Franz Marc stand unter einem Werk geschrieben, und die Künstlerbewegung, der er angehörte, hiess «Der Blaue Reiter», bezugnehmend auf ein Bild seines Malerkollegen Kandinsky. Dessen Impressionen, Improvisationen und Kompositionen beeindruckten mich besonders. Welche Symphonie an Farben und Formen, mit denen der Künstler die Gestaltung von Vorstellungen und Fantasien zum Bildgegenstand erhob!

Als auf dem Programm des nächsten Tages – nun war die Reihe an meiner Mutter – ein Besuch der Neuen Pinakothek anstand, hatte ich dem nichts entgegensetzen, im

Gegenteil, ich freute mich darauf, neuerlich in diese mir vorher so gut wie unbekannte Welt einzutauchen.

Seit jener Reise nach München war ich mir sicher, dass ich eines Tages Kunstgeschichte studieren würde, um mich dereinst bei der Arbeit mit solchen Werken umgeben zu können. In den folgenden Jahren suchte ich regelmässig öffentliche und private Kunstsammlungen auf, zuweilen auch, wenn ich im Rahmen der Teilnahme an einem Tennisturnier irgendwo unterwegs war und es die freie Zeit zwischen den Matches erlaubte, die dortigen Museen zu besuchen. De Kooning! Hockney! Basquiat! Das waren meine Helden! Wie bewunderte ich diese Artisten für ihre Begabung – und wie trivial kam mir im Vergleich dazu bisweilen das stundenlange Rennen hinter einer Filzkugel vor. Aber ich war nun leider mal kein auch nur halbwegs begabter Zeichner und Maler; jeglicher Versuch künstlerischen Schaffens im Schulunterricht scheiterte kläglich. So wollte ich zumindest künftig mit denen, die über diese Gabe verfügten, zu tun haben, und mit deren Bildern voller Magie: den betörenden Licht- und Schattenspielen bei Caravaggio, den auf dem Meeresspiegel hüpfenden Farbtupfern von Derain oder auch dem verführerischen Blau-Violett in Bonnard's Bildern, deren Stimmung mich stets an die *Blue Hour* vor dem Eindunkeln erinnerten.